

Zwischen Zorn und Zuneigung: eine sozialpsychologische Analyse zu den Reaktionen auf eine Drogenszene

Rusek, Ulf

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rusek, U. (1995). Zwischen Zorn und Zuneigung: eine sozialpsychologische Analyse zu den Reaktionen auf eine Drogenszene. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 19(2/3), 113-129. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-249330>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Ulf Rusek

Zwischen Zorn und Zuneigung

Eine sozialpsychologische Analyse zu den Reaktionen auf eine Drogenszene

»Häufig sieht man Menschen derart torkelig und breitbeinig laufen, daß sie den gesamten Bürgersteig beanspruchen. Ihre Stimme ist hoch und verlangsam. Gelegentlich fällt einer von ihnen mit dem Gesicht auf das Pflaster; das Blut strömt. Leicht angeekelt laufen die Passanten im Bogen um ihn herum. Ein anderer wird plötzlich von Krämpfen geschüttelt, er führt einen 'break-dance' auf, wie die Fixer sagen. Die Schüttellähmung wirft ihn auf den Boden, ein Bekannter bemüht sich, ihm mit einem Einwegfeuerzeug die Zunge herunterzudrücken ...« (Jarchow, 1986, S. 45).

Dieses Horrorszenario ist exemplarisch für die Berichterstattung der Medien über eine kleine Kreuzung in Deutschland. Die Rede ist vom Sielwalleck, das mitten im Herzen der beiden Bremer Stadtteile Ostertor und Steintor gelegen ist, an dem sich die offene Drogenszene der Hansestadt trifft. Durch diese Konzentration der Szene auf die beiden Bremer Kneipen-, Multikulti- und Linksakademikerviertel, die dort verkürzt und liebevoll »das Viertel« genannt werden, haben die BewohnerInnen anderer Stadtteile kaum Kontakt zu den Junkies. Die AnwohnerInnen des Sielwallecks begegnen der Szene dagegen täglich: Welche Bedeutung hat dieser alltägliche Kontakt für die AkteurInnen und wie können die gezeigten Reaktionen sozialpsychologisch erklärt werden?

1. »Jagdzeit im Ostertor«

– die Rolle der Innenpolitik und das Verhalten der Polizei

»Gegenüber dem weitaus größten Teil seiner eigenen wie der fremden Natur praktiziert der Mensch in den meisten seiner figurativen Verflechtungen eine Strategie der Ausklammerung. Was dem sich nicht ohne weiteres fügt, wird zumindest kaserniert. Viele Kranke, Körperbehinderte oder Seelengefährdete

gelangen auf diesem Wege alltagsdiesseitig dorthin, wo die wilden Tiere sich schon lange befinden. Von den meisten Normalfigurationen werden sie ausgeschlossen. Dies wohl auch, weil sie nach der Seite der Kultur hin die figurative Alltagsmatrix stören. Sie repräsentieren nicht jenes Gesundheitsbild, das der durchschnittliche Mensch in seinem Gewohnheitsleben gern von sich und seinesgleichen entwirft« (Thurn, 1980, S. 87).

Nach den Wahlen zur Bremer Bürgerschaft, im Herbst 1991 änderten sich die Mehrheitsverhältnisse im Bremer Senat. Es wurde eine sogenannte Ampelkoalition gebildet, die aus der SPD den GRÜNEN und der FDP bestand. Das Amt des Innensensors wurde im Pokerspiel der Koalitionsverhandlungen dem FDP-Politiker Friedrich van Nispen überlassen. Damit änderte sich schlagartig die Politik gegenüber der Drogenszene: Ab Mitte Januar 1992 begann die Polizei damit, die Junkies vom Sielwalleck zu vertreiben. Die Bremer Tageszeitung (29. 01. 1992) schreibt dazu unter der Überschrift:

»Vertreibung der Szene vom Sielwall – massives Polizeiaufgebot gegen Junkies: Ein Mannschaftswagen der Polizei war aufgefahren, Streifen kontrollierten alles, was 'von seinem Alter und seinem äußeren Erscheinungsbild' (O-Ton der Polizeipressestelle) so aussah, als könnte es zur Szene gehören«.

Dabei wurden innerhalb von 3 Tagen 160 Junkies abgegriffen, zur Wache transportiert, durchsucht und Viertelverbote erteilt. (vgl. LeserInnenbrief TAZ, 01. 02. 1992, »Jagdzeit im Ostertor«). Die Polizeibeamten beschlagnahmten bei den Razzien auch die Spritzbestecke der Drogenabhängigen. Während solche Polizeiaktionen die Stigmatisierung aber auch die Verelendung der Drogenszene vorantreiben, war die tatsächliche Erfolgsbilanz der Polizei kaum erwähnenswert:

»Die Polizei hat bei unzähligen Überprüfungen, Durchsuchungen und 'Vorfürungen' in der Wache am Montag kein einziges Gramm Heroin gefunden, am Dienstag wurde dann das Konzept geändert und auch 'selektierter' in Nebenstraßen kontrolliert. Ergebnis: Zwei Kleindealer mit 5 Gramm« (TAZ, 29. 01. 1992).

Diese Verdrängungsstrategie der Innenbehörde wurde auch in der folgenden Woche fortgesetzt:

»Die polizeilichen Kontrollen von Drogenabhängigen im Steintor gingen gestern weiter. Nur wenige Abhängige trauten sich noch zu ihrem früheren Treffpunkt, auch gestern mittag kassierte ein Polizeiwagen eine ganze Gruppe ein, die an der Stelwallkreuzung herumstand. Erfolge gegen Dealer hatte die Polizeipressestelle gestern nicht zu melden« (TAZ, 05. 02. 1992).

Der Innensenator, von der TAZ (11. 02. 1992) nach dem Sinn der Polizeiaktion befragt, rechtfertigte die Repression folgendermaßen:

» ... die Zustände im Viertel sind dramatisch geworden ... Ich habe das Ziel, das Viertel für die dortigen Bewohner wieder lebenswert zu machen. Ich habe festgestellt, daß es dort Verslumungstendenzen gibt ... Mir schien die Situation so dramatisch zu sein, daß ein weiteres Zuwarten nicht vertretbar gewesen wäre ... Ich bin jetzt sieben Wochen im Amt. Ich werde da mit Sicherheit nicht nachlassen«.

Thurn weist darauf hin, daß der sozialkulturellen Figuration eine Prozeßnatur zugrunde liegt, »die selten konfliktfrei und immer der Spannung von Ordnung und Wandel unterworfen ist« (Thurn, 1980, S. 80). Die Figuration ist dabei abhängig von den objektivierenden Vorgaben aus Recht, Ethik und Ökonomie. Wenn sich diese Vorgaben verändern, ändert sich auch die Qualität der Figurationspraxis. Und das ist genau das, was durch die veränderte Politik des neuen Innensensors bewirkt wurde: Durch die Verdrängungspraxis der Polizei und die damit einhergehende Stigmatisierung der Drogenszene, änderte sich zum Teil auch das Verhalten der Geschäftsleute und AnwohnerInnen. Die figurative Praxis zwischen AnwohnerInnen und Drogenszene wurde beeinflusst. Seit nun mittlerweile drei Jahren wird eine Strategie der Ausklammerung betrieben. Wohl auch, da die Junkies »nicht jenes Gesundheitsbild repräsentieren, daß der durchschnittliche Mensch in seinem Gewohnheitsleben gern von sich und seinesgleichen entwirft« (vgl. Thurn, 1980, S. 87 ff.). Aus dem Blickwinkel des psychoanalytischen Vorurteilsmodells ist der Drogenszene die Funktion des Sündenbockes und des »outcast« zugewiesen worden.

»Das Gruppenmitglied genießt Schutz gegen verletzende Aggressionen welcher Art auch immer. Die Aufsichtsbehörden der Gesellschaft suchen den Rechtsbruch zu verhindern. Anstand und Sitte, Einsprüche des Gewissens wirken vorbeugend. Dem 'outcast' gegenüber gelten diese Einschränkungen

nicht. An ihm darf der aggressive Triebüberschuß unsubstanziiert zum Zuge kommen« (Mitscherlich, 1963, S.243).

Die Verfolgung durch die Polizei hat die Außenseiterrolle der Junkies noch verstärkt. Diese offensichtliche outcast-Position erleichtert es den Geschäftsleuten und AnwohnerInnen selber gegen die Junkies aktiv zu werden.

2. Von »Live-Horror« und »Wunderwaffen« – Die Aufarbeitung der Reaktionen in der »TAZ«

»An ihm (dem Sündenbock, d.V.) darf der aggressive Triebüberschuß unsubstanziiert zum Zuge kommen. Nicht nur gibt es keine Anweisungen, den Verfeindeten zu achten, gar zu lieben, er wird noch aktiv 'verfremdet', mit Kunst und Tücke als Fremder gehalten. Die Informationen, welche die Gruppe über ihn bekommt, besorgen das, sie erregen Abscheu und Ekel. Das setzt den, der an die Legende glaubt, in den Stand das Vorurteilsobjekt ohne Gewissenskrupel zu 'erledigen'; er handelt gegen ein Lebewesen, welches so zur Unähnlichkeit mit dem Menschen präpariert wurde, daß man es skrupellos wie das Vieh der Schlachthöfe töten, wie 'Schädlinge' ausrotten darf« (Mitscherlich, 1963, S. 243).

2.1. »Die Junkieschwemme am Sielwalleck« – Reaktionen der Geschäftsleute

Am 11. 02. 1992 berichtete die TAZ-Bremen unter der Überschrift »Die Junkieschwemme am Sielwalleck« über die Initiative eines Imbißbesitzers, vor dessen Geschäft sich täglich Junkies auf dem Gehweg aufhielten:

»Seit einigen Tagen ist unter dem Vordach des Imbißschuppens 'Taco' (Ecke Sielwall/ Ostertorsteinweg) eine Beregnungsanlage installiert. Sie soll die dort herumstehenden Junkies vom Fenster vertreiben, bestätigte der Chef von 'Taco'. Die Anlage schalte sich, sagt er, jedesmal automatisch ein, wenn sich jemand für kurze Zeit unter dem Vordach aufhält, übrigens auf öffentlichem Gehweg. Im Augenblick funktioniert die Anlage nicht: Sie wurde am Freitag von zwei potentiell Betroffenen zerstört, soll aber wieder repariert werden«.

Die TAZ erwähnt anschließend noch, »daß die Polizei die Junkieschwemme duldet«. Hier wird deutlich, wie das Klima der Duldung

und Toleranz gegenüber der Szene in eine Stimmung der Intoleranz und der Vertreibung umgeschlagen ist. Ein weiteres Beispiel aus der TAZ (02. 12. 1992):

»Das ist die Wendel Die leidgeprüften Kaufleute am Ostertorsteinweg haben jetzt die Wunderwaffe gegen die offene Drogenszene gefunden, ... sie heißt Wolfgang Amadeus und Johann Sebastian. Seit Montag wird der Fußweg an der Ecke zur Bauernstraße mit klassischer Musik beschallt, und wo sonst ein Pulk von Junkies Station bezogen hatte, da ist nun freies Trottoir für freie Bürger ... Vor ein paar Tagen war ein Kunde in das Brillengeschäft gekommen: 'Wo ist Mozart?', fragte er die Beschäftigten, 'der muß doch jetzt vor der Tür spielen.' Und weil die Beschäftigten einigermaßen verblüfft dreinschauten, lieferte der Kunde gleich die Lösung. Er habe gelesen, daß es in New York Geschäfte in der Nähe der offenen Drogenszene gäbe, die sich einen ganz besonderen Trick ausgedacht hätten. Sie beschallten den Bürgersteig mit klassischer Musik und nach einiger Zeit seien die Junkies verschwunden gewesen. Mozart und Co. gehören nicht gerade zum Lieblingsprogramm der Drogenszene«.

Die TAZ schreibt hier so, als ob sich zwei geplagte Kleingärtner am Gartenzaun über Schädlingsbekämpfungsmittel für ihre Gemüsebeete unterhalten. Dementsprechend wird der Artikel auch fortgesetzt:

»Eine klasse Idee fand der Geschäftsführer, holte sein altes Kofferradio aus der Werkstatt und verkabelte es mit dem Außenlautsprecher: Kleine Investion, große Wirkung. Seit an der Ecke ... von morgens bis abends die Klassikwelle vom NDR dudelt stehen die Junkies woanders. Die anderen Kaufleute fragen interessiert nach, und die Kunden freuen sich über die weihnachtliche Einstimmung«.

Hierbei fallen zwei Dinge auf: Zum einen die Kaltschnäuzigkeit und Menschenverachtung, die in der Aktion des Geschäftsmannes zum Ausdruck kommen. Zum anderen, der Stil der TAZ, die mit diesem Artikel die Stigmatisierung der Drogenszene weiter vorantreibt: Junkies werden Schädlingen gleichgesetzt, die bekämpft und vertrieben werden müssen. Das ist keine kritische Berichterstattung sondern Stimmungsmache. Die Beispiele verdeutlichen die Einstellung der Geschäftsleute gegenüber der Drogenszene: Die Junkies sind geschäftsschädigend und müssen deshalb aus dem Viertel verschwinden. Eine Reflexion über die gesellschaftlichen Ursachen oder über

die Folgen einer Vertreibung findet nicht statt. Die Geschäftsleute haben sich für die Strategie der Ausgrenzung entschieden und weisen jede gesellschaftliche Mitverantwortung von sich.

2.2. *Mit Gartenschlauch und Peitsche* – *Reaktionen der AnwohnerInnen*

Die Schließung des Ostertorparcs durch die AnwohnerInnen: Am 30. 06. 1992 berichtet die TAZ über einen »Drogenpark im Ostertor – Anwohner sind kurz vor dem Siedepunkt«:

»Die Junkieszene im Ostertor hat einen neuen Treffpunkt. Am Körnerwall und auf dem Spielplatz hinter der Kinderschule (Ostertorpark) hat sich in der vergangenen Woche ein öffentlicher Druckraum entwickelt. Dort trifft sich die Szene nachdem Anfang letzter Woche der Hinterhof des Eckhauses Schildstraße/ Ostertorsteinweg mit einem Überkletterungsschutz versehen worden war. Die AnwohnerInnen des neuen Treffpunkts sind schon jetzt am Ende ihrer Geduld. ... Mit der Schließung des Hinterhofes verlagerte die sich die Szene einige Häuser weiter und besetzt jetzt vor allem den Ostertorpark. ... Schon lange gab es Klagen, daß das kleine Grüngelände vor allem von Junkies bevölkert sei. ... »Das hält keiner mehr aus«, sagt eine Frau, deren Haus direkt an den Park grenzt über die Stimmung unter den AnwohnerInnen, »man steigt nur noch über Müll und fertige Leute«.

Wie in dem Artikel über die Aktivitäten der Geschäftsleute erzeugt die TAZ auch hier durch den Stil ihrer Berichterstattung eine Stimmung, die gegen die Drogenszene gerichtet ist: Die Junkies haben den Ostertorpark »besetzt« und »bevölkert«. Die Klage der Anwohnerin über den »Müll« und die »fertigen Leute«, die ihr im Weg sind, wird unreflektiert wiedergegeben. Diesen Stil der Emotionalisierung setzt die TAZ sogar noch fort und läßt zwei AugenzeugInnen mutmaßen: »Ich gehe davon aus, daß es nicht mehr lange dauern wird, dann kommen die AnwohnerInnen mit dem Knüttel«. Und: »Darum kümmert sich doch keine Sau, aber irgendwann platzt der Knoten. Und dann geht's wirklich los, dann wird hier einer abgeknallt«.

Einen Tag später (01. 07. 1992) ist die TAZ »Ratlos über Fixer-Park« und schreibt, daß auch der Ortsamtsleiter besorgt ist, daß »hier im Viertel etwas durchknallt«. Und einige Zeilen weiter werden die

Situation im Park und die Reaktionen der AnwohnerInnen dargestellt:

» Die haben natürlich keinen Bock darauf, daß wir hier sind«, erklärt eine 25jährige Frau der TAZ, die seit acht Jahren drogenabhängig ist, » wenn die die Schnauze voll haben, machen die den Sprenger an«. In der Tat hat eine Anwohnerin einmal den Gartenschlauch auf die auf der Wiese lagernden Junkies gehalten – bis ein Stein in ihre Richtung zurückflog. Vor Wochen, als die Zahl der Fixer auf der Ostertorpark-Wiese noch überschaubar war, hat ein erbotter Anwohner, von dem Lärm morgens um fünf aufgeweckt, mit hochgeschwungener Peitsche die Junkies von der Wiese vertrieben«.

Am 19.08.92 schreibt die TAZ:

»Der neue Mauerbau: Der Ostertorpark ist zu – ein Verein und AnwohnerInnen des Ostertorparkes haben die Grünfläche im Viertel eingezäunt ... Seit gestern sperrt ein hoher Bauzaun das Gelände ab. Die Junkies sollen endlich verschwinden. » Eine Selbstschutzmaßnahme«, erklärt eine Anwohnerin. Seit Sommeranfang hat sich das Treiben im Park für alle AnwohnerInnen zu einem Live-Horror entwickelt. Tagsüber drückende Abhängige im Park, Prostitution vor den Augen der Kinder, Kot, Spritzen, nachts bis zu 50 Junkies, die hier übernachtet haben. »Wir haben es einfach nicht mehr ausgehalten«, sagt ein Anwohner«.

In einem Kommentar beschreibt der TAZ-Reporter Klaus Wolschner die Maßnahme der AnwohnerInnen als einen »Akt der Notwehr«. Auch dadurch, daß die TAZ selbst die »explosive Stimmung« (TAZ, 18. 07. 1992) miterzeugt hat, indem sie, wie oben gezeigt wurde, oft emotionalisiert statt informiert hat, ist ein Klima entstanden, daß ein Miteinander immer mehr erschwert hat. Die Junkies wurden durch die Art der Berichterstattung entstellt, so daß es scheinbar keine andere Möglichkeit gab, als sie zu vertreiben.

3. Nachgefragt – AnwohnerInnen im Interview

Um Reaktionen und Strategien von AnwohnerInnen erfassen zu können, die sich abseits des aus den Medien gewohnten Stimmungsbildes bewegen, führte ich im Juli 1994 mehrere Interviews durch. Die hier ausgewählten Gespräche mit Bärbel und Günther verdeutlichen,

welch komplizierter und differenzierter Prozeß die Auseinandersetzung mit einer Drogenszene sein kann.

3.1. Bärbel: »Und wenn's mir
schlecht geht, find' ich's auch ganz schön anstrengend«.

Bärbel wohnt seit einem Monat im Viertel. Sie ist in das Viertel gezogen, weil »dort mehr Leben ist«, und weil sie es reizvoll findet, daß dort »mehr interessante Menschen unterwegs sind«. Sie findet es »ganz schön hier, daß es zu einigen Leuten, die hier wohnen, viel leichter ist, einen persönlichen Draht aufzubauen«. Sie stellt fest, daß »hier vielmehr Leute wohnen, die ich kenne. Daß die Einkaufsmöglichkeiten gut sind. Die Art von Läden, diese kleinen Läden. ... Dann daß kulturell hier vielmehr läuft«. Und sie fügt hinzu: »Aber auf der anderen Seite ist auch manchmal das Negative von dem Leben da. So Junks oder die Bullen«.

»Junks und Bullen« sind dann auch tatsächlich die Stichworte, in denen sich Bärbels Konflikte ihrer alltäglichen Lebenserfahrung im Viertel kristallisieren:

1) Zur Begegnung mit der Drogenszene:

Bärbel führt kein negatives Erlebnis an, aber sie sagt, »daß es mich nervt, wenn ich schlecht drauf bin und am Eck lang gehe, daß ich es dann schlecht ab kann, die Leute da zu sehen und mich nicht so gut von den Leuten abgrenzen kann und Schiß hab', im Grunde genauso zu sein wie die ... so abgefuckt, so runter irgendwie. Nichts auf die Reihe kriegen. Lebensuntüchtig. ... was ich dann selber komisch finde, was dann aber einfach gefühlsmäßig so da ist«.

Die Junkies verkörpern für sie eine Art zu leben, von der sie sich auch angezogen fühlt. Sie stellt fest, daß »in der Gesellschaft so'n Zwang besteht, nach außen hin so'n Schein zu erwecken, daß man funktioniert«. Die Faszination durch die Drogenszene besteht für sie darin, daß die Junkies »so'n anderes Beispiel fürs Leben geben, wo das überhaupt nicht mehr ist mit dem Funktionieren oder mit dem gewahrten Schein oder so«.

Die Junkies sprechen in ihr einen ganz bestimmten Aspekt ihres Lebensentwurfes an: »Das meine ich auch, daß ich auch 'nen bißchen so leben möchte, daß ich nach außen hin, daß ich diesen Schein nicht

mehr so wichtig nehme. Daß ich mich davon emanzipier'. Von diesem Dogma oder diesem Zwang«.

Da sie aber nicht »so abgefickt« und »lebensuntüchtig« sein will, befindet sie sich eigentlich bei jeder Begegnung mit der Drogenszene in einem Konflikt zwischen Ablehnung und Anziehung, der zu Spannungen führt. Der Umgang mit diesen Spannungen ist davon abhängig, wie sie »drauf ist«: »Das heißt, daß wenn's mir gut geht, daß ich dann ganz gut damit umgehen kann und nicht so Schwierigkeiten damit hab'. Und wenn's mir schlecht geht, find ich's auch ganz schön anstrengend und dann zieh' ich es mir auch vielmehr rein und dann passiert auch das, was ich am Anfang gesagt hab', daß ich mich vielmehr mit denen identifizier'. Ja, dann bringt mich das schon runter«.

Sie bringt aber auch ein Beispiel dafür, wo sie den Kontakt zu den Junkies als positiv empfand: »Da hab' ich irgendwie an der Ampel gestanden und irgendwie und irgendwie hat eine Junkfrau irgendwas gesagt und ich hab' das so'n bißchen aufgenommen und Blickkontakt gehabt und so'n bißchen zugelächelt. da habe ich mich 'nen bißchen so verhalten, wie ich mich sonst auch verhalte«.

Obwohl sie für sich den Anspruch hat, den Junkies gegenüber offen zu sein, ist ihr in dieser Situation aufgefallen, »daß ich sonst immer verkrampft denen gegenüber bin und versuche, mich denen gegenüber zu verschließen. Und das so'n bißchen aufzubrechen, das finde ich ganz gut«. Ihrem Anspruch gerecht zu werden, »indem man sich zu denen gar nicht besonders verhält«, scheint ihr dann auch gut getan zu haben. »Ich fand es total nett mal«.

Aus der Sicht des psychoanalytischen Vorurteilsmodells ist festzustellen, daß Bärbel in eine Identifikation mit der Drogenszene gerät: »Daß es mich nervt, wenn ich schlecht drauf bin und am Eck lang gehe, daß ich es dann schlecht ab kann, die Leute da zu sehen und mich nicht so gut abgrenzen kann und Schiß hab' im Grunde genau so zu sein wie die«.

Das psychoanalytische Vorurteilsmodell greift hier nicht. Weder Verdrängung noch Projektion kommen zum Tragen: Da, wo eine Verdrängung stattfinden könnte, stellt sich Bärbel der Auseinandersetzung, sieht genau hin, richtet die Emotion aber auch gegen sich selbst: »Daß ich Schiß hab', genauso zu sein. ... so abgefickt, so runter, ... so lebensuntüchtig«. Und eine Projektion findet nicht statt, da sie

zuvor schon in eine teilnehmende Identifikation mit den Junkies gerät. Durch diese Identifikation wird sie zwar in ihrem Selbst labilisiert, hält diese Unsicherheit aber aus und flüchtet sich nicht in das Vorurteil.

Sie ist zwar durchaus in ihren Einstellungen ambivalent zur Drogenszene, gerät aber nicht in die »Strategie der Ausklammerung«, die im Viertel so oft praktiziert wird, sondern bemüht sich, diese Ausgrenzung für sich zu umgehen, indem sie versucht, Junkies in ihr figuratives Handeln mit einzubeziehen. Dieses geschieht zwar in kleinen, durchaus vorsichtigen Schritten, Bärbel entgeht so aber der Panzerung und bewahrt sich ihre situationale Elastizität.

2) Die Bedeutung des Kontaktes mit der Polizei:

Zur Präsenz der Polizei im Viertel führt sie zwei Kritikpunkte an:

Als erstes stellt sie fest, daß die Polizei, durch ihre Vorgehensweise zur Stigmatisierung der Junkies beiträgt und lehnt das entsprechende Verhalten der Polizei ab: »Das hab' ich schon gesehen, daß die schon öfters mal Personalausweis oder so verlangen. Das find' ich irgendwie ... Ich weiß auch nicht, wie ich das nennen soll. Ich bin noch nie in meinem Leben von den Bullen nach dem Personalausweis gefragt worden. Und denen geschieht das wahrscheinlich tagtäglich: Und das find' ich nicht fair. Das sind dann Menschen zweiter Klasse, so. Das sind sie ja sowieso in unserer Gesellschaft. Aber das bedeutet das noch mal. Das find' ich nicht in Ordnung«.

Zum anderen fühlt sie sich persönlich betroffen und in ihrer Lebendigkeit und Ausdrucksmöglichkeit eingeschränkt: »Ich finde es nur hart, daß ich mitkriege, daß die überhaupt alles so stark überwachen hier. Aufgrund der Junks«.

Und sie sagt über die Aufgabe und Funktion der Polizei: »Das sind ja nun mal Leute, die ständig aufpassen sollen. Die das Recht haben zu glotzen, ob ich mich denn nun richtig verhalte oder nicht. Oder dann hab' ich meinetwegen Angst, über eine rote Ampel zu gehen. Nur weil diese Idioten da stehen. Irgendwie so. Das ist irgendwie so, wie als Jugendliche im Kinderzimmer mit Freunden und die Mutter glotzt immer rein«.

Nachdem sie sich in ihrem Bestreben, sich zu emanzipieren und sich von dem »gesellschaftlichen Dogma, zu funktionieren« durch den täglichen Kontakt mit den Junkies angesprochen fühlte und da-

bei aber auch mit der Angst konfrontiert wurde, scheitern zu können, steht jetzt die ständige Präsenz der Polizei diesen Emanzipationsbestrebungen im Wege. Wenn es früher die Eltern waren, die eine permanente Aufsicht im Sinne dessen, was erstrebenswert für die Gesellschaft ist, ausübten, sind es jetzt für sie die Polizisten, die diesen gesellschaftlichen Auftrag erfüllen und damit in Bärbel ein Gefühl der ständigen Kontrolle und der Unfreiheit bewirken.

3.2. Günther: »Werder-Fans pissen da auch hin«.

Günther wohnt seit 13 Jahren im Viertel. Das Interview ist daher geprägt von seinen Erfahrungen, die er im Viertel gemacht hat. Günther ist derjenige unter den Befragten, der sich am stärksten darüber Gedanken macht, inwiefern gesellschaftliche Prozesse, die Umgestaltung des Viertels und das Verhalten gegenüber der Drogenszene zusammenhängen. Seine Erfahrungen und Erkenntnisse setzt er in Aktionen für die Junkies und für den Erhalt des Viertels, als Lebensraum für alle Lebensentwürfe, um.

Günther ist davon überzeugt, für sich das Richtige zu tun und nimmt deshalb auch Reaktionen und Ärger, der AnwohnerInnen oder der Polizei, in Kauf: »Die Akzeptanz ist geringer geworden in den letzten Jahren, das stimmt schon. Aber ich bin positiv und freundlich zu denen und sag', ich find' das in Ordnung was ich mach und darum stört mich das auch nicht. ... Gut, ich hab' auch Ärger mit den Anwohnern deshalb und so. Aber gut, dann muß man eben sehen: Wenn man dafür ist, dann muß man das eben auch machen«.

Günther stellt fest, daß sich das Klima im Viertel in den letzten Jahren verändert hat: » ... was wesentlich größer geworden ist: die Intoleranz und die Nichtakzeptanz der Anwohner ... Und seit dem das so ist, hast du auch Schwierigkeiten, Musik zu hören. Also viele Kleinigkeiten. Oder die Kinder, wenn die hinten bei mir im Garten Basketball spielen, da gibt's immer AnwohnerInnen, die sich beschweren: Also wegen jeder Kleinigkeit«.

Zu den Reaktionen auf die Drogenszene stellt er fest: »'Nen Großteil der Anwohner denkt, wenn er die sieht, 'so dürfen wir nicht sein'. Das hängt mit dem Unterbewußtsein zusammen. Also die Angst davor, auf der Straße zu landen mit ihren eigenen Suchtproblemen. Da ruht auch 'nen Großteil dieser Angriffe auf die Junkies her. Das

ist die Angst der Alks und Kiffer, selbst dort zu landen. Aber nicht übertreiben, sondern aus dem Unterbewußtsein. Das können sie eben nicht steuern. Daher auch diese Überreaktionen«.

Günthers Äußerungen sind von dem Bemühen geprägt, andere Meinungen zu verstehen: »Darum kann ich das auch akzeptieren, darum bin ich auch nicht sauer auf 'Wir im Viertel' und diese ganzen Bürgerwehren. Letztendlich sind das arme Würstchen und wenn sie ihre Probleme lösen würden, dann würden sie auch freundlich sein«.

Immer wieder spricht sich Günther für Akzeptanz und Toleranz aus: »Also zum Beispiel die Werderfans, die pissen auch immer bei mir in den Hauseingang. Aber deshalb bin ich nicht gegen Werder: Weil, das ist ja Quatsch, wenn man so damit umgeht. Junkies pissen da auch hin. Der größte Dreck ist, wenn Werder spielt oder wenn ein Open-Air-Konzert ist. Dann liegt alles voll hier. Und da hab' ich auch nichts gegen. Jeder soll seine Feste feiern. Aber eben jeder auch. Also die Junkies, aber auch die Alkis und auch die Werderfans. Sollen doch alle ihre Feste feiern«.

Dementsprechend sieht auch seine Vorstellung von einem Zusammenleben im Viertel aus, die er mit einem von ihm mitgegründeten Wahlverein realisieren will: »Und das Viertel soll das Viertel bleiben. Und darum kandidieren wir nächstes Jahr auch. Auch unter dem Motto. Für die DROBS (Drogenberatungsstelle, die aus dem Viertel verlagert werden soll, d.V.), für Autos und für Ödnies (Wortschöpfung Günthers, aus »Ökos« und »Ödnis«, d.V.). Also alle dürfen hier bleiben ... Und wer gehen will, soll gehen. es muß ja niemand hier wohnen«. Immer wieder wird erkennbar, daß es ihm um den Erhalt des Viertels in seiner jetzigen Form geht: »Und wir geben 'ne Zeitung demnächst raus, die unterstützt wird vom XL-Club (Discothek im Viertel, d.V.). In einer Auflage von 15 000, die verteilt wird an die Haushalte, wo wir Sachen zum Viertel sagen. Um hier Einfluß zu nehmen, daß das einfach lebendig hier bleibt. Daß hier nicht irgendwie die ganzen Schickis und Reichen das sich hier unter'n Nagel reißen«.

Deshalb spricht er sich auch gegen die Verdrängung der Drogenszene aus dem Viertel oder von Gruppen an den Rand der Gesellschaft aus: »Ich find' es wichtig, daß alle die in der Gesellschaft leben, ob Bettler, Obdachlose, Alks oder Junks, öffentlich da sind. Dafür sind ja schon die Krankenhäuser geschaffen, wo sie die Kranken einsperren, damit es nur Gesunde gibt, angeblich, oder Verrück-

te, Irrenanstalten, weil die anderen normal sein sollen. Also von diesem Ansatz halt' ich nichts. Da macht man sich was vor, man grenzt Leute aus, die auffällig werden. Die werden psychiatrisiert oder kriminalisiert oder eben verdrängt. ... Wenn die Gesellschaft keine Junkies mehr hat und keine Armen, ich hab' da nichts gegen. Aber solange die da sind, und die Leute das wollen, ich mein: Keiner will ja arm sein. Aber solange es das gibt muß die Gesellschaft das nicht ertragen, sondern damit leben. Aber positiv leben. Nicht: die erdulden ... Also, jeder Mensch, der hier lebt, hat 'nen Recht, hier zu leben«.

Während Bärbel berichtet: »Ja, dann bringt mich das schon runter«, meint Günther: »Oder du wirst gestreichelt oder geben sich 'nen Kuß. Das find ich schön«. Durch seine Offenheit erlebt Günther die Begegnung mit der Szene oft positiver als die anderen Befragten und gewinnt auch ganz andere Eindrücke. Der Beobachtung eines Interviewten – » ... wirklich 'ne harte Szene ...« – steht der Eindruck Günthers gegenüber: » ... aber da kannste viele Sachen erleben, daß die trotzdem auch versuchen, korrekt zu sein. ... Die sind ja freundlich. ... Das ist so, daß die Leute einfach nett mit einander umgehen und das erlebe ich die letzten drei Jahre oft«.

Statt Abwehr und Verdrängung ist bei Günther eine ständige Reflexion festzustellen, die er in soziale Aktion umsetzt. Die Erfahrungen, die er dabei macht, helfen ihm dabei, keine Vorurteile gegen die Junkies zu entwickeln. Er vermeidet ganz bewußt die Vorurteilsbildung und hat eine Strategie der »Antiprojektion« entwickelt: Dort wo ansonsten projiziert wird, scheint er durch sein Verhalten beweisen zu wollen, daß Verdrängung und Projektion und die damit verbundene Ausgrenzung der Junkies keine notwendigen Reaktionen auf die Drogenszene sein müssen. Dort wo die Junkies aus dem figurativen Handeln ausgeschlossen werden, versucht er, sie wieder zu integrieren und führt mit ihnen gemeinsame Aktionen durch. Dort wo andere Befragte »drüberweg gucken« oder nicht »kommunizieren«, sucht er bewußt den Kontakt zur Drogenszene.

Der Antrieb dazu scheint ein Bedürfnis zu sein, seine »es geht auch anders«-Philosophie nicht nur zu denken sondern zu leben. Diese Philosophie trägt religiöse Züge, die in folgender Schlüsselszene zum Ausdruck kommen: » ... da bin ich zusammengeschlagen worden von der Polizei. ... Und da ich eben was mit denen (den Junkies, d.V.)

mach', bin ich in diese Gewalt der Polizei reingekommen. Ich hab' auch keine Anzeige gemacht, weil ich ja nichts hatte. Weil, ich benutz' ihre Methoden nicht, denn dann würd' ich das Böse ja annehmen«.

Günther hat für sich eine Vorstellung einer guten Welt entwickelt, in der sich das »Gute« und das »Böse« konträr gegenüberstehen. Aus einer Art Sendungsbewußtsein heraus, will er das »Gute« in die Welt bringen. Günther scheint der »Robin Hood« des Viertels sein zu wollen.

4. Zusammenfassung

Die Analyse der Situation im Viertel zeigte folgendes: In Verbindung mit einem hohen »Vorurteilsniveau« gibt es starke Bestrebungen der ViertelpbewohnerInnen, die Junkies auszugrenzen. Eine solche Bereitschaft zur Vorurteilsbildung und die dann sichtbar gewordenen Empfänglichkeit für Manipulationsversuche durch Politik und Medien waren für den vermeintlich linken Stadtteil erst einmal nicht zu erwarten gewesen.

Die durchgeführte Befragung ergab ein vollkommen anderes Bild über die Reaktionen auf eine Drogenszene und über die Bedeutung des täglichen Kontaktes mit den Junkies als jenes, welches von den Bremer Medien gezeichnet wird: Es ist durchaus möglich möglich, mit einer Drogenszene zu leben, Ausgrenzung und Vertreibung müssen nicht zwangsläufige und einzige Reaktionen sein, sondern es gibt auch im Viertel Menschen, die den Kontakt zur Szene bejahen und sich gegen die Vertreibung der Junkies aussprechen.

Zwei Punkte sind festzuhalten: Die gesamtgesellschaftlichen Prozesse sind auch durch das Viertel hindurch gegangen und haben in dem Stadtteil und in seinen Bewohnerinnen ihre Spuren hinterlassen. Der linke, alternative Stadtteil existiert nur noch als sein Mythos. Zum anderen wurde in den Interviews deutlich, wie schwierig und differenziert die Auseinandersetzung mit einer Drogenszene sein kann. Gerade die Vielschichtigkeit dieses Prozesses beinhaltet aber auch seine Chance: Die fünf unterschiedlichen Umgangsweisen und Strategien der Befragten, abseits vom klassischen Vorurteilsmodell, stellen daher zugleich auch Beispiele und Hoffnung für einen anderen Umgang mit Vorurteil, Stigma und Ausgrenzung dar.

Artikel aus der »Tageszeitung« Bremen

Wolschner, K. Vertreibung der Szene vom Sielwall – massives Polizeiaufgebot kontrolliert Drogenabhängige/ Aids-Hilfe: Unsere Arbeit geht kaputt; (29. 01. 1992).

LeserInnenbrief, Jagdzeit im Ostertor, (01. 02. 1992).

Wolschner, K. Grüne: Razzien gegen Junkies nur »Strohfeuer« – Drogenabhängige werden weiter nur vertrieben, (5. 2. 1992).

TAZ. Die Junkieschwemme am Sielwalleck, (11. 02. 1992).

Bruns-Kösters, H. »Ich kann doch nicht den Job der anderen machen« – Taz-Gespräch am runden Tisch: Anwohner, Innensenator und Junkiebetreuerin über die Polizeimaßnahmen im Viertel, (11. 02. 1992).

Grabler, J. Drogenpark im Ostertor – Neue Junkieszene auf dem Spielplatz/ Anwohner kurz vor dem Siedepunkt, (30. 06. 1992).

Wolschner, K. Ratlos über Fixer-Park – »Die haben natürlich keinen Bock drauf, daß wir hier sind«/ Fixer fordern »Druckraum«, Grüne ein Klo, (01. 07. 1992).

TAZ. MAD: Der neue Mauerbau: Ostertorpark ist zu – Ein Verein und Anwohner des Ostertorparkes haben die Grünfläche im Viertel eingezäunt, (15. 08. 1992).

Grabler, J. O-weg wird zur Klangmeile – mit Wolfgang Amadeus gegen die Junkies/ Mehr Polizei statt schwarzer Sheriffs, (2. 12. 1992).

Literatur

Jarchow, K. (1986). So schlaff wie'n Alki darfst du nicht sein. In: F. Wendler-Griesel (Hrsg.), Szenen in Bremen: Illustriertes Stadtbuch, S. 43 – 45. Bremen.

Mitscherlich, A. (1963). Die Vorurteilskrankheit. Psyche, 16, S. 241 – 245.

Thurn, H. P. (1980). Der Mensch im Alltag – Grundrisse einer Anthropologie des Alltagslebens. Stuttgart.

Wendler-Griesel, F. (1986). Szenen in Bremen: Illustriertes Stadtbuch. Bremen.